Familiennetzwerke und Familienprojekte in Frankreich um 1800

DORINDA OUTRAM

Am Todestag des französischen Naturforschers Georges Cuvier, zur Zeit einer Cholera-Epidemie im Spätsommer des Jahres 1832, lebte eine Vielzahl von Personen mit dem weltberühmten Wissenschaftler und Ständigen Sekretär des *Institut de France* unter einem Dach. In seiner Wohnung im Pariser *Musée National d'Histoire Naturelle* wohnten seine Frau, die Witwe des Steuereintnehmers Louis-Philippe Duvaucel (der 1794 durch die Guillotine starb), sein Cousin Charles Cuvier, seine Assistenten Georges Duvernoy und Charles Laurillard sowie ein irischer Naturforscher namens Joseph Barclay Pentland, die alle drei auf der persönlichen Gehaltsliste Cuviers standen. Pentland, der aus Dublins guter Gesellschaft stammte, begleitete zudem Mme. Cuvier des öfteren zu gesellschaftlichen Anlässen, wenn ihr Gatte geschäftlich verhindert war. Am anderen Ende des Museumsgebäudes lebte Cuviers jüngerer Bruder Frédéric, Direktor des Museumszoos und seit 1803 verwitwet, gemeinsam mit seinem Sohn Charles Frédéric.

So komplex dieser Haushalt auch erscheinen mag, war er doch nur eine abgeschwächte Version jenes Haushalts, der sich nach Georges Cuviers Heirat 1804 entwickelt hatte. Aus den Überlieferungen ist leicht zu ersehen, daß Mme. Duvaucels gesellschaftliche Verbindungen Cuvier genau im Zentrum der neuen administrativen und politischen Eliten des *Première Empire* positionierten. Cuviers Unterkunft beherbergte seit seiner Heirat nicht nur die vier Kinder aus Mme. Duvaucels erster Ehe, sondern auch jene vier, die sie Cuvier schenkte – Clémentine, Georges, noch einen Georges und Anne. Alle außer Clémentine starben jedoch bereits in früher Kindheit. Im Jahr 1832 war nur noch eines der acht Kinder am Leben, Sophie Duvau-

cel, von der sich Stendhal einige Monate lang entzückt gezeigt hatte, die aber mit Admiral Ducrest de Villeneuve eine vorteilhafte Verbindung eingegangen war. Cuviers Schwiegersohn Alfred, dem er den Posten eines Sammlers von Ausstellungsstücken am Museum verschafft hatte, war 1824 in Indien gestorben.

Tiefe Trauer erfaßte Cuvier 1827 nach dem Tod seiner Tochter Clémentine, die zu seinen engsten Assistentinnen gehört und zudem eine wichtige Rolle im religiösen Leben der Stadt gespielt hatte. Clémentine Cuvier und ihre Halbschwester Sophie Duvaucel hatten sich durch ihre Illustrationen zu Cuviers großer *Histoire Naturelle des Poissons* große Verdienste erworben, sich aber auch auf andere Weise unentbehrlich gemacht: Ihr Charme, ihr Aussehen, ihr Geist und ihre Gelehrtheit zogen Bewunderer in Cuviers Salon, die sich von Cuviers Ruf als großem Wissenschaftler, aber auch als politischem Insider hätten abschrecken lassen können. Er war als beißend ironischer Kommentator dessen bekannt, was ein großer Zeitgenosse kurz *la comédie humaine* genannt hatte.

Soviel zum Familiennetzwerk von Georges Cuvier, das hier nur knapp behandelt werden kann.¹ Es bildete durchaus nicht den einzigen Haushalt, den das Museum beherbergte. Der Naturforscher Joseph Philippe Deleuze stellte 1823 die Vermutung an, daß mindestens 50 Familien unter seinem Dach lebten (vgl. Deleuze 1823, I: 123). Deren Netzwerke waren mindestens ebenso verzweigt wie die von Cuvier, den der frühe Tod seiner Kinder daran gehindert hatte, das Wohl seiner Familie durch Heiratsverbindungen weiter auszubauen.² Zu solchen Netzwerken wie auch zu den Heiratsmustern der französischen Wissenschaftsgemeinde dieser Periode existieren umfangreiche prosopographische Studien (vgl. Outram 1987). Doch welches Wissen wird uns in diesen Studien vermittelt? Warum sollten wir uns für Familiennetzwerke interessieren, abgesehen von den faszinierenden Einblicken in Beziehungen und Persönlichkeiten, die sie gewähren? Können sie uns mehr bieten als Gemeinplätze in bezug auf Patronage und Gönnerschaft oder als eine Reihe banaler Feststellungen hinsichtlich der Rolle der Frau in der vormodernen Wissenschaft?

Ich denke, daß Familiennetzwerke Interessanteres zu bieten haben. Sie ermöglichen uns einen Einblick in eine Organisationsform wissenschaftlicher Arbeit, die sich von der heutigen stark unterscheidet. Heutzutage ist diese Arbeit in großen Institutionen organisiert; diese lassen die Familien nicht nur außen vor, sondern konkurrieren sogar mit ihnen um die Zeit, um das Engagement und um die Loyalität ihrer Mitglieder. Der Einblick in eine historisch andere Organisationsform kann als wichtige Quelle herangezogen werden, wenn wir überlegen, wie heutige Institutionen verändert werden könnten.

Das Studium von Familiennetzwerken bietet uns Anhaltspunkte, um

die jeweiligen Stärken und Schwächen verschiedener Organisationsformen und Patronage-Systeme zu beurteilen. Es lehrt uns auch, daß es nicht möglich ist, die Wissenschaft jener Periode zu verstehen, ohne das weitere Umfeld in Betracht zu ziehen: Die Familienpatronage reichte, wie im Falle Cuviers, tief in die wissenschaftlichen Institutionen hinein, so z. B. ins Museum; zugleich schuf sie aber auch Verbindungen auf der Ebene der staatlichen Macht. Auffallend ist weiterhin die ausgeprägte Interaktivität: Die Rolle einer einzelnen Person im Familiennetz läßt sich nicht isoliert von den Rollen der anderen Personen betrachten, denn gemeinsam bilden sie eine ›verknottete Zusammenballung‹ (*tangled bank*), um eine berühmte Metapher Darwins zu gebrauchen. Aber die Netzwerke sind auch in anderer Hinsicht von Interesse und wichtig, insbesondere für die Erforschung der Position und Rolle von Frauen in der Wissenschaft, die in der Geschichtsforschung immer mehr Aufmerksamkeit gewinnt. Die Untersuchung der Netzwerke zwingt uns zu überdenken, ob wir bislang überhaupt die richtigen Fragen bezüglich der geschlechtlichen Arbeitsteilung im ›Familiennetzwerk‹ gestellt haben. Ich möchte eine radikale Frage stellen: Ist ›Geschlecht‹, um mit Joan Scott zu sprechen, überhaupt eine geeignete Kategorie, um diese Netzwerke zu verstehen?

Zunächst einmal zeigt die Beschäftigung mit den Netzwerken, daß wir diese nicht als ›Familiennetzwerke‹, sondern besser als ›Haushaltsnetzwerke‹ betrachten sollten. Ich muß nicht ausführlicher darauf hinweisen, daß die Familie ein eigenartiges und wunderbares Gebilde ist, das aus vielen inkompatiblen Elementen besteht und, historisch betrachtet, beständig neue Formen angenommen hat, deren Einflüsse bis in die Gegenwart wirken. Allerdings wären die Menschen aus dem Jahr 1832 über die in den 1960er und 70er Jahren weit verbreitete Annahme erstaunt gewesen, man könne über ›mysteriöse‹ Akte der Selbstbefreiung auch ohne Familie leben. Auch unsere Vorstellung von der Familie als Kleinfamilie hätten sie befremdlich gefunden. Mit dem Gedanken hingegen, daß die Familie eine Kategorie der sozialen Grenzziehung ist, bei der es um ›Schwellen‹ und um Möglichkeiten der Zugehörigkeit geht, hätten sie keine Probleme gehabt. Die Familie war ausdrücklich kein abgeschlossener Raum, sondern ein verzweigtes Gebilde, ein dynamisches Netz. Es umfaßte Erfahrungsräume, die wir heute als ›privat‹ bezeichnen würden (Ehe, Brautwerbung, Geselligkeit, Liebe, Kindheit), und ebenso solche, die wir als ›öffentlich‹ definieren (Arbeitssuche, Lehre, wissenschaftliche Arbeit, die Weitergabe von Forschungsprogrammen). Der Begriff ›Haushalt‹ entspricht dagegen vielleicht besser dem der römischen *familia*. Die Bedeutung dieses Wortes ist von unserem heutigen Familienbegriff weit entfernt. *Familia* ist eher im Sinne unseres Wortes ›Haushalt‹ zu verstehen, der eine sehr heterogene Gruppe von Menschen versammelt, die unter einem gemeinsamen Dach leben oder sich re-

gelmäßig dort einfinden: Eltern, Kinder, Bedienstete, Lehrlinge, Klienten oder solche, die es zu werden hoffen, arme Verwandte, Kusinen vom Land, Hauslehrer, Gouvernanten etc. Am besten versteht man den Haushalt als eine Einheit, die auf dem komplexen Zusammentreffen der Arbeit, der Ressourcen und der Persönlichkeiten ganz verschiedener Leute beruht. Wir wissen bislang noch nicht, welche Rolle und Bedeutung den Geschlechtern in dieser Einheit zukam. Um ein augenfälliges Beispiel anzuführen: Es waren nicht nur Frauen, die im Haushalt von anderen abhängig waren. Es gab auch Männer, die zum Haushalt beitrugen, ohne daß ihnen ihr Beitrag selbstredend einen Zugang zu formalen Karrierewegen verschafft hätte, wie die Analyse des Cuvier-Haushalts zeigt. Eine Ehe konnte den Zugang zu wissenschaftlichen Netzwerken und ihren Ressourcen bedeuten, mußte es aber nicht. Wir sollten daher stärker differenzieren, welche Dimensionen des Haushalts vom Geschlecht abhingen oder aber durch den generellen Mangel an eindeutigen beruflichen Positionen in der Wissenschaft bestimmt waren. Letzteres bezieht sich nicht nur auf jene historische Periode, sondern auf die Formen und die geschichtliche Entwicklung von Loyalität, Abhängigkeit und Patronage im intellektuellen Leben. In diesem Beitrag geht es also darum, neben der Kategorie ›Geschlecht‹ einige andere Kategorien in Betracht zu ziehen und zu schauen, was wir daraus lernen können.

Das Studium des Haushalts zeigt uns auch, daß seine Netzwerke die Grenzen institutioneller Loyalitäten überschritten. Eine wissenschaftliche *Institution* wie das Museum war wenig geeignet, die dort stattfindenden Aktivitäten zu definieren. Es ist daher kaum verwunderlich, daß sich sowohl Frauen als auch Männer in erster Linie ihrem Familiennetz verpflichtet fühlten, und nicht der Einrichtung, die es beherbergte und manchmal auch bezahlte (vgl. Outram 1984, 1997). Das Familiennetz war eine *greedy institution*, um den Begriff zu benutzen, den der amerikanische Soziologe Louis Coser in den ›familienfeindlichen‹ 70er Jahren des 20. Jahrhunderts prägte (vgl. Coser 1974). Solche Institutionen waren gewichtig, produktiv, fordernd und transformierend. Sie forderten von ihren Mitgliedern volle Aufmerksamkeit und Loyalität. Coser wandte den Begriff zunächst auf den europäischen absolutistischen Hofstaat an und dann auch auf die Geschichte der Familie. ›Gierige Institutionen‹ waren nach Coser typisch für den europäischen Absolutismus. Ihre Existenz reflektierte zum einen die Schwäche jener Institutionen, die von familienbezogenen Patronage-Netzwerken unabhängig waren. Zum anderen verwiesen sie auf die Dominanz von Ehe und Erbschaft als den wichtigsten Mitteln, Macht, Autorität und Expertise zu reproduzieren und weiterzugeben, und zwar von der Handwerkszunft bis hin zur monarchischen Dynastie. Das Resultat war eine Verschränkung von sozialen und politischen Institutionen, die sich von der heutigen stark unter-

schied, und die den hohen ›Osmosegrad‹ zwischen zwei Welten widerspiegelte, die wir heute als ›öffentlich‹ und ›privat‹ voneinander trennen.

Mit anderen Worten, wir könnten die Behauptung aufstellen, daß uns die Untersuchung von ›Familiennetzwerken‹ sehr viel mehr über die vor-modernen Eigenarten dessen verrät, was wir heute ›Institution‹ nennen, als über damalige Geschlechtsrollenkonzeptionen. So verstehen wir beispielsweise Institutionen oft besser, wenn wir ihren utopischen Gegenpart betrachten. Damit meine ich die sozialen Fiktionen, die mit den eigentlichen Institutionen verbunden sind. Solche Utopien entstanden in zunehmendem Maße während der Aufklärung und versorgten jede Institution mit ihrem entsprechenden ideologischen Beiwerk. Der absolutistische Hof bildete eine entsprechende imaginäre Welt aus, die nicht nur von der obersten Fiktion des von Gott gegebenen Rechts getragen wurde, sondern auch von mythologischen Ballettaufführungen, Maskeraden und anderen höfischen Zerstreuungen. Die gesamte, zunehmend von Marktmechanismen bestimmte Welt der intellektuellen Produktion wurde von der utopischen Idee einer auf Gleichheit und Uneigennützigkeit basierenden ›Gelehrtenrepublik‹ begleitet, ähnlich der fiktiven, vergänglichen Gleichheit in den Salons und Freimaurerlogen (vgl. Daston 1991). Das, was wir heute das ›öffentliche Leben‹ der Wissenschaft während der Aufklärung nennen würden, verkörpert in Institutionen wie beispielsweise den neuen Akademien, produzierte zugleich idealisierte Darstellungen von sich selbst als einer Instanz, die allein dem Streben nach Erkenntnis diene. Den Familiennetzwerken, die in den Systemen der wissenschaftlichen Patronage und der Übermittlung von Forschungsprogrammen eine so wesentliche Rolle spielten, entsprach die ideologische Vorstellung von der Familie als einem unberührten, warmherzigen Ort, der von den häßlichen Kämpfen der ›Außenwelt‹ abgetrennt und von Weiblichkeit geprägt ist.

In diesem Sinne können wir dieses Paradox als Schlüssel zur Erklärung von Cosers zweiter *greedy institution*, der Familie, verwenden. Wie bereits gesagt, waren ›Familien‹ um 1800 in Wirklichkeit Haushalte, denen ganz unterschiedliche Personen angehörten – einige von ihnen biologisch miteinander verwandt, andere nicht, und wieder andere mit der Hoffnung, in ein Verwandtschaftsverhältnis zu treten. Haushalte sind Orte des Zugangs und zugleich Zugangsschwellen. Ihrer ›gierigen Natur‹ entsprechend verkörperten sie ein Paradox, indem sie ständig Outsider rekrutierten, um sie zu Insidern zu machen. Handwerksmeister sahen in Durchreisenden künftige Schwiegersöhne. Der Mann der Wissenschaft machte sich Gedanken, wem er die von ihm aufgeworfenen Forschungsfragen zukünftig anvertrauen könnte, und suchte nach Klienten und Schülern. Die institutionalisierte intellektuelle Welt produzierte Mechanismen und utopische Fiktionen, um die erbarmungslosen Transaktionen tatsächlicher Patronagebeziehungen zu

verschleiern. Hinter den Kulissen dieser Fiktionen konnte die Transformation vom Outsider zum Insider stattfinden. Fiktionen und Utopien dienten dazu, die ›Abwicklungskosten‹ eines solchen Übergangs zu verschleiern und zu reduzieren (vgl. Outram 1987). Viele dieser Orte, wenn auch nicht alle, waren in den Händen von Frauen. Dennoch stellt sich uns die Frage, wie stark wir die Tatsache betonen sollten, daß die Salons von Männern der Wissenschaft auf die Mitarbeit von Ehefrauen und Töchtern angewiesen waren. Sollten wir nicht vielleicht eher den Charakter dieser Institutionen als Orte der sozialen Transformation betonen, die sowohl für die Wissenschaft als auch für den Absolutismus bezeichnend waren? Was spielte die größere Rolle – die Kategorie ›Geschlecht‹ oder die Transformationsfunktionen, die ›gierige Institutionen‹ wie die Familie und der Hof aufwiesen?

In der Hoffnung, eine neue Kontrolle über das intellektuelle Leben zu etablieren und sogar eine neue soziale Schicht zu schaffen, errichteten Monarchen in ganz Europa wissenschaftliche Akademien wie die *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften*. Doch kaum waren sie errichtet, begannen diese Institutionen paradoxerweise, ganz unerwartete utopische Züge anzunehmen und Werte wie Gleichheit und Gegenseitigkeit zu propagieren, die dem absolutistischen Geist völlig entgegengesetzt waren. In diesen paradoxen Tanz war auch das Familiennetzwerk einbezogen. Am Ende sollte es, ebenso wie Georges Cuvier und die wissenschaftliche Akademie, die monarchische Welt überdauern, die es erschaffen hatte.

Familien sind eigenartige Gebilde. Sogar die berühmten Gebrüder Grimm, Schutzpatrone der Philologie, deren *Deutsches Wörterbuch* an der *Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften* neu bearbeitet wird, wären angesichts des Bedeutungswandels des Begriffs ›Familie‹ verblüfft gewesen. Die Brüder, selbst Bewohner einer Welt von Blutsverwandten und anderen Verbindungen, hätten gleich Laokoon in den glitschigen, sich krümmenden Falten des Begriffs straucheln können, der sich in verschiedene Richtungen zugleich entwickelte. Um die Dinge noch komplizierter zu machen, können wir uns auch den erstaunlichen Transformationsprozeß in Erinnerung rufen, der die Familie vom Objekt des Hasses, der Verachtung und der psychotherapeutischen Anstrengungen in den 1960ern und 70ern in etwas verwandelte, das in den letzten beiden Jahrzehnten eifrig als die eigentliche Grundlage von Gesellschaft gepriesen wurde. Allerdings sind wir uns mit einigem Unbehagen der Tatsache bewußt, daß die sogenannten *family values* von den Spannungen untergraben werden, die die kapitalistische Arbeitsorganisation in das Familienleben hineinträgt. Es ist insbesondere das für diese Ökonomie charakteristische Ideal der individuellen Autonomie, das mit den gruppenorientierten Werten der Familie absolut nicht harmoniert. Die Familie wird nicht länger als ein Ort produktiver Arbeit angesehen, wie es die Familiennetzwerke der Wissenschaft im 19. Jahrhun-

dert waren. Es scheint, als wären die mythologischen, utopischen Räume verschwunden, die einst zwischen Heim und Welt vermittelten. Ist also unser momentanes Interesse an der Familie als Kampfplatz der Spannungen zwischen Heim und Welt, Individualismus und Kollektivismus, auch ein Ausdruck unserer Nostalgie bezüglich der Epoche der ›gierigen Familie‹, die die schmerzhaften und unproduktiven Trennungslinien zwischen ›öffentlich‹ und ›privat‹ aufgebrochen hatte?

Aus dem Englischen übersetzt von Kira Kosnick

Anmerkungen

1 | Eine ausführliche Untersuchung des Haushalts der Cuviers findet sich in Outram 1984 und 1997.

2 | Die beste Arbeit zum Brongniart-Netzwerk ist immer noch de Launay 1940.

Literatur

- Coser, Lewis A. (1974): *Greedy Institutions: Patterns of Undivided Commitment*, New York: The Free Press.
- Daston, Lorraine (1991): ›The Ideal and Reality of the Republic of Letters in the Enlightenment‹, in: *Science in Context* 4, S. 367-386.
- de Launay, Louis (1940): *Une grande famille de savants: les Brongniart*, Paris: G. Rapilly et frs.
- Deleuze, Joseph Philippe François (1823): *Histoire et description du Muséum royal d'histoire naturelle*, 2 Bde., Paris: Roger.
- Outram, Dorinda (1984): *Georges Cuvier: Vocation, Science and Authority in Post-Revolutionary France*, Manchester: Manchester University Press, S. 161-188.
- Outram, Dorinda (1987): ›Before Objectivity: Wives, Patronage, and Cultural Reproduction in Early-Nineteenth-Century French Science‹, in: Pina G. Abir-Am/Dorinda Outram (Hg.), *Uneasy Careers and Intimate Lives: Women in Science, 1789-1979*, New Brunswick/NY: Rutgers University Press, S. 19-30.
- Outram, Dorinda (1997): ›Le Muséum national d'Histoire naturelle après 1793: institution scientifique ou champ de bataille pour les familles et les groupes d'influence?‹, in: Claude Blanckaert et al. (Hg.), *Le Muséum au premier siècle de son histoire*, Paris: Edition du Muséum national d'histoire naturelle, S. 25-30.